



„Wunden“ nannte sich die Performance mit Hannes Priesch und Annette Rainer bei der Ausstellungseröffnung

„WIR SIND HILFSBEDÜRFTIG“

Kochen, Körperpflege und viel reden. Spritzen, Demenz und Tod: der verborgene Alltag der **24-Stunden-Betreuerinnen**

REPORTAGE: GERLINDE PÖLSLER

Zdenka Firbas hat frei. Das heißt, sie schläft, kocht, putzt und isst gerade nicht für ein oder zwei Wochen in einem fremden Haus, sondern in ihrem eigenen. Im Hof vor diesem Haus im slowenischen Dorf Cerkvenjak, einer Gegend mit vielen Weinhügeln 15 Kilometer von der österreichischen Grenze entfernt, steht sie jetzt und winkt mit beiden Armen die Besucher herein. Endlich hat sie wieder ihre Tochter und zwei der Enkel um sich, sie wohnen im oberen Stock.

„Wenn ich nach dem Dienst hierherkomme, ist es, als würde ich vom Mars fallen“, sagt sie und lacht: „Da müssen sie mich erst einmal aufs Laufende bringen.“ Firbas spricht perfekt Deutsch. „Das ist mein Schatzi“, sagt sie, als der neunjährige Enkel ins Wohnzimmer kommt, und legt ihm den Arm um die Schulter. Zugleich mit

ihm geht sie jeden Abend gegen drei Viertel acht ins Bett. Frei haben bedeutet für Firbas nämlich auch: früh schlafen gehen. Das braucht sie, um sich von den Wochen bei „der Oma“ zu erholen, die auf der anderen Seite der Grenze wohnt. Wenn Firbas bei ihr Dienst hat, bleiben nachts beide Schlafzimmertüren offen. „Da schlafe ich mit einem Auge und einem Ohr.“ Das hat sie sich in 27 Jahren als Krankenschwester im Nachtdienst antrainiert.

Zdenka Firbas, 61, ist eine der Frauen, die im Mittelpunkt der neuen Ausstellung „Hilfslinien. Linije Pomoči“ des Pavelhauses in Bad Radkersburg stehen: die rund 60.000 24-Stunden-Betreuerinnen. Eine Gruppe, die heuer durch Corona-Krise und Grenzschließungen ausnahmsweise Aufmerksamkeit bekam. Normalerweise bleibt sie

unsichtbar. Die Ausstellung zeigt den Alltag dieser Menschen, größtenteils Frauen, ihr Alleinsein mit der Verantwortung, ihre Zerrissenheit zwischen der eigenen Familie und dem Menschen, den sie zu betreuen haben.

Die Ausstellung sei schon vor der Covid-19-Krise fertig konzipiert gewesen und passe gut zum Haus, erklärt David Kranzelbinder, verantwortlich für das Kulturprogramm im Pavelhaus. Dieses ist Sitz des Artikel-VII-Kulturvereins Steiermark, der die Minderheit der steirischen Slowenen vertritt. „Die ganze Geschichte des Pavelhauses hat mit Verdrängung zu tun. Es geht immer um die Schattenseiten der Gesellschaft, um das absichtliche Sich-nicht-Kümmern.“

Kranzelbinder hat die Ausstellung künstlerisch kuratiert. Da rotieren etwa „Fliegende Bettgalgen“ – Haltegriffe,

Die Ausstellung
im Pavelhaus in Bad
Radkersburg läuft bis
5.2.2021
www.pavelhaus.at

wie sie über Betten hängen – unaufhörlich durch den Raum, die Besucher müssen aufpassen, dass sie sie nicht von hinten auf den Kopf bekommen. Symbolisch dafür, wie die meisten von uns mit dem Thema umgehen: nur nicht hinschauen. Und dann kalt erwischt werden. Pfeile auf großen Karten zeigen, von wo überall die 24-Stunden-Kräfte nach Österreich reisen: vor allem aus der Slowakei, Rumänien, Polen und eben Slowenien. Kranzelbinder: „Wir sind hilfsbedürftig.“

Inhaltlich hat die Museumspädagogin Christine Braunersreuther, die in Graz für die KPÖ im Gemeinderat sitzt, die Ausstellung konzipiert und dafür 18 Betreuerinnen interviewt, die meisten aus Slowenien. Sie kommen aus unterschiedlichsten Berufen, ausgebildete Krankenschwestern wie Firbas sind Ausnahmen. „Die meisten machen es, weil sie in der Region, in der sie wohnen, einfach keine Arbeitsstelle finden.“ Eine Rumänin erklärte Braunersreuther, in ihrer Heimat müsste sie drei Jobs annehmen, um über die Runden zu kommen; da sähe sie ihre Familie noch weniger. Einige Betreuerinnen sind schon in Pension und pendeln hunderte Kilometer, um die magere Rente aufzubessern.

Was die Betreuerinnen alles erleben, hat die Illustratorin Tine Fetz in Zeichnungen übersetzt: „Wos da Bauer ned kennt, frisst a ned“, sagt da ein alter Mann und verweigert den Löffel mit Essen, den die Betreuerin ihm reichen will. Kochen und putzen, anziehen, baden und Haare richten. Medikamente verabreichen, Windeln wechseln, Insulinspritzen setzen und vor allem viel reden: All das gehört zum Beruf der 24-Stunden-Betreuerin. Bei höherer Pflegestufe steht ihr teils eine Hauskrankenpflege zur Seite, und manchmal entlasten Angehörige sie für ein paar Stunden. Prinzipiell aber ist sie die zwei Wochen – so lange dauert der übliche Turnus, dann löst die zweite Betreuerin sie ab – auf sich gestellt. Und das in einem fremden Land, dessen Sprache sie anfangs oft kaum spricht. Eine Betreuerin erzählte, wie ein ihr anvertrauter Mann mit weit über 100 Kilo aus dem Bett fiel und sie in ihrer Verzweiflung hilflos auf den Dorfplatz rannte. Eine andere berichtete, dass ein Mann nachts immer so oft nach ihr rief, dass sie eines Morgens vor Müdigkeit in Ohnmacht fiel.

Wichtig war den Betreuerinnen, dass das Thema Demenz in der Ausstellung Platz findet – denn oft bekommen die Angehörigen das nicht richtig mit oder wollen nicht wahrhaben, dass die alte Mutter keine Minute mehr allein gelassen werden kann. Braunersreuther: „Dann kommt es vor, dass die Betreuerin gefragt wird: Warum ist es hier nicht sauber? Die Angehörigen sehen nicht, dass die Mutter den ganzen Tag geweint und sich an der Betreuerin festgehalten hat, weil sie in ihrer Kinderkriegserinnerung festgesteckt ist.“

All das müssen die Frauen mit sich selbst ausmachen. Auch wenn nur ein paar Häuser weiter ebenfalls eine Betreuerin arbeitet, wissen sie kaum voneinander. Die Kolleginnen, mit denen sie sich abwechseln, treffen sie höchstens kurz bei der Übergabe. Das bisschen Zeit, das sie sich abzwacken können, nutzen sie, um mit „daheim“ zu telefonieren. Vor allem jene mit jüngeren Kindern.

Zdenka Firbas hat vor 13 Jahren als 24-Stunden-Betreuerin begonnen. Nur einmal habe eine betagte Frau sie abgelehnt; die Familie hatte Firbas herbestellt, doch die Oma wollte keine Betreuerin. Firbas hat



Die slowenische Krankenschwester Zdenka Firbas ist 24-Stunden-Betreuerin



David Kranzelbinder ist künstlerischer Leiter des Pavelhauses



Die Museumspädagogin Christine Braunersreuther hat die Ausstellung konzipiert

Ausstellung „Hilfslinien“: Teddy aus Pillen von Maj Farfar



Verständnis dafür: „Man hat ja plötzlich einen fremden Menschen im Haus.“

Bei den anderen Kunden blieb sie jeweils mehrere Jahre, bis zu deren Tod. Seit einem Jahr lebt sie nun die Hälfte ihrer Zeit bei einer Frau, die sich physisch nicht mehr selbst versorgen kann, aber geistig fit ist. „So was geht unter die Haut“, sagt Firbas. „Wir gewöhnen uns einer an den anderen.“ Während des Lockdown im Frühling musste Firbas sechs Wochen ohne Pause hierbleiben. 42 Tage lang kam Firbas nicht weiter als bis in den Vorgarten.

Einmal hatte sie eine schwer demente Frau zu betreuen, die nicht mehr allein bleiben konnte. „Sie hat den ganzen Tag zwei Sätze wiederholt.“ Firbas kannte die Krankheit schon von ihrer eigenen Mutter, doch die Tochter der alten Dame litt. „Sie hat die Mutter mehrmals am Tag besucht, doch die fragte immer: Wo warst du denn so lange?“ Das hat der Tochter so wehgetan.“ Stundenlang hätten sie darüber geredet. Firbas hat also nicht nur die Mutter betreut, sondern auch die Tochter psychisch unterstützt.

Wie sehr es um Reden, Beraten und Gesellschaft-Leisten geht, wurde auch bei jener Grazer Familie deutlich, wo Firbas einen Mann im Rollstuhl betreute. Nach seinem Tod bat die Witwe die Betreuerin, noch zwei Monate zu bleiben: Sie wollte nicht von einem Tag auf den anderen allein wohnen.

Der Tod: etwas, was alle Betreuerinnen am Anfang fürchten. „Danach empfinden sie es aber als gar nicht so schlimm“, sagt Braunersreuther. Eine Betreuerin sprach von sehr intimen Situationen: „Sie weiß, dass sie diesem Menschen jetzt am nächsten ist.“ Viele können sich allerdings nicht richtig verabschieden, sondern müssen sofort zur nächsten Stelle.

Zdenka Firbas war alle drei Mal, es so weit war, gerade nicht im Dienst. Jedes Mal ging sie aber aufs Begräbnis. Wie schafft man das, sich wenige Tage später schon auf den nächsten Menschen einzulassen? „Ich habe in 27 Jahren gelernt abzuschalten, wenn ich nachhause gehe“, sagt sie. „Ich muss einen Strich druntermachen und weitergehen. Das klingt grausam und einfach, ist es aber nicht.“ Jemandem ohne Erfahrung würde sie von dieser Arbeit abraten: „Das schaffst du nicht.“

Doch so viele Menschen auch auf die 24-Stunden-Betreuerinnen angewiesen sind, so schwer macht man es den Frauen dennoch: Sie kämpfen mit Behörden, teils schwierigen Vermittlungsagenturen und bescheidenem Lohn. Wenn sie

krank oder arbeitslos werden, bekommen sie nichts, denn rechtlich sind die meisten selbstständig.

Im Schnitt verdienen die Betreuerinnen laut Braunersreuther knapp 1000 Euro im Monat, bei 14 Tagen Dienst und 14 Tagen frei. Wobei „frei“ relativ ist: Nach Rumänien und retour ist man ein paar Tage unterwegs, mit Corona kamen auch noch Quarantänezeiten dazu. Von dem wenigen Geld müssen sie noch knapp 200 Euro Sozialversicherung zahlen, außerdem Steuer (die aber wegen des niedrigen Einkommens meist entfällt) sowie die Fahrtkosten.

Doch von ihren Versicherungsbeiträgen haben sie wenig, an österreichischer Pension bekäme Firbas nach 13 Jahren derzeit monatlich 50 Euro. Zum Arzt gehen die Frauen auch eher in ihren Heimatländern. Trotzdem müssen sie sich Frechheiten anhören: In der Ausstellung hört man das Interview einer an Krebs erkrankten Betreuerin, der Fremdenpolizisten im Spital vorwarfen, sie „wäre nur wegen dem Sozialsystem nach Österreich gekommen“.

Unter den Agenturen, die die Betreuerinnen an die Kunden vermitteln, sollen einige mit extrem niedrigen Stundenlöhnen, hohen Provisionen und Verträgen mit unfairen Klauseln arbeiten – vieles davon hat die rumänische Betreuerin Elena Popa bekannt gemacht, die eine Facebook-Gruppe für Berufskolleginnen gegründet hatte. Laut Braunersreuther hat sich manches gebessert, seit die Frauen einander via Facebook warnen.

Zdenka Firbas bekommt für 24 Stunden 60 Euro. In vier Wochen kommt sie also auf 840 Euro, und die bleiben ihr auch: „Die Sozialversicherung bezahlt zum ersten Mal die Familie, das hat meine Agenturchefin ausgefochten.“ Mit der jetzigen Agentur, ihrer dritten, ist Firbas zufrieden, doch „da gibt es riesige Unterschiede“. Eine habe an ihr mehr verdienen wollen, als Firbas selbst bekam. Und bei der letzten hat sie aufgehört, nachdem ihr diese für die gemeinsame Fahrt mehrerer Betreuerinnen von Graz bis an die Grenze nach Spielfeld und retour 150 Euro verrechnet hatte.

Zuletzt haben sich Selbsthilfegruppen rumänischer und slowakischer Betreuerinnen formiert, die für die Rechte von 24-Stunden-Betreuerinnen und eine Form der Anstellung kämpfen. Nun hoffen sie auf die von Sozialminister Rudolf Anschober versprochene Pflegereform. „Hilfslinien“-Kurator David Kranzelbinder hat begleitend zur Ausstellung mehrere Veranstaltungen mit Leuten aus der Praxis organisiert. Sein Ziel: dass Leute dies- und jenseits der Grenze (möglichst miteinander) über Altern, Pflege und Arbeitsbedingungen reden. „Dann haben wir schon gewonnen.“

Zdenka Firbas hadert nicht. Ihren früheren Job in einer großen Einrichtung schaffte sie wegen ihrer Rückenprobleme nicht mehr. „Jetzt betreue ich einen Menschen so, wie es sich gehört. Und was brauche ich schon.“ Aber: „Sicherheit hast du keine, krank werden darfst du nicht.“

In ein paar Tagen wird sie wieder über die Grenze „zur Oma“ fahren. Als Erstes werden sie Kaffee trinken und besprechen, was es Neues gibt, daheim und in der Politik. Firbas wird die alte Dame wahrscheinlich zum Lachen bringen. Und diese wird vielleicht kurz vergessen, wovor sie sich fürchtet: vor dem Tag im kommenden August, an dem Zdenka Firbas ihre Pension antritt.